

Antike Großstädte im Spiegel der Chrysostomus-Homilien

II. Das kulturelle Leben.

Uuffallend oft verbreitet sich Chrysostomus über die Pflicht, den Armen zu helfen. Ebensooft brandmarkt er die Härte der Habfüchtigen und Geizigen, die fremdem Elende fühllos gegenüberstehen. Die Mahnung des Apostels (1. Kor. 16) weiß er mit herzlicher Teilnahme zu Gunsten der Armen ins Einzelne auszudeuten (Homilie 16). Am Tag des Herrn sollen die Gläubigen für die Armen etwas zurücklegen. Denn dieser Tag erinnert an die großen Gnadengaben Gottes, er stimmt als Erholungstag eher zum Mitleid und erweckt durch die Teilnahme an den liturgischen Mysterien eine höhere Achtung vor dem nockleidenden Mitbruder. Jeder „soll bei sich etwas hinterlegen“, ohne es in die Kirche zu bringen, damit keiner ob der kleinen Gabe sich zu schämen braucht. Er mache auf diese Weise sein Haus zur Kirche, zum geistlichen Schatzkasten und werde selbst der Wächter und selbstgewählte Verwalter des Armengutes. Die Nächstenliebe erteilt ihm solches Priestertum.

„Ein Sinnbild dieser Liebe“, meint Chrysostomus, „ist auch der heute noch (in der Kirche) stehende Schatzkasten. Doch nur das sinnbildliche Zeichen ist da, nirgendwo aber die Sache. Wohl weiß ich“, fährt er fort, „daß viele meiner Zuhörer mich wieder tadeln, wenn ich über diese Dinge rede: ‚Werde doch nicht den Zuhörern beschwerlich und lästig. Überlasse es ihrer eigenen Wahl, gib es ihrem Gutachten anheim. Denn du beschämst uns, du machst uns erröten.‘ Mein, ich höre nicht auf solche Reden. Denn auch Paulus schämte sich nicht, um solcher Interessen willen beständig lästig zu fallen und Bettlerworte vorzubringen. Wenn ich sagte: ‚Gib mir die Gabe, bringe sie mir ins Haus‘, dann möchte die Rede wohl beschämend sein, aber eigentlich nicht einmal in diesem Falle; denn da gilt das Wort des Apostels: ‚Die dem Altare dienen, haben Anteil am Altare‘ (1 Kor. 9, 13)... Ich will mich nicht schämen, sondern frei hinausrufen und lauter als die Bettler: ‚Gebt den Armen.‘“

In der 11. Homilie zum Hebräerbrief sucht Chrysostomus aus dem Beispiel des Kornelius (Apg. 10, 4), aus Spr. 21, 13 und Ps. 40, 2 neue Empfehlungen der Armenhilfe naheulegen. Schöne Gedanken entnimmt er aus dem Worte des Psalmes 40, 2: Selig ist, der des Armen und Dürftigen gedenkt. „Was bedeuten die Worte: ‚Welcher gedenkt‘? Antwort: Wer erwägt, was der Arme ist und dessen Armseligkeit kennen lernt; denn der wird sich gewiß auch schnell seiner erbarmen. Wenn du einen Armen siehst, eile nicht an ihm vorüber, sondern bedenke gleich, wer du wärest, wenn du an seiner Stelle dich befändest — was würdest du nicht wünschen, daß alle (an dir) täten? Bedenke, daß er frei ist und mit dir dasselbe edle Herkommen und alles gemein hat. Und doch hältst du ihn, der dir in nichts nachsteht, oft nicht einmal deinen Hunden gleich; denn diese werden mit Brot gesättigt; jener geht oft hungrig schlafen, und da er doch ein Freier ist, findet er weniger Beachtung als deine Sklaven... Es ist große Kälte, auf dem Boden liegt der Arme, in Lumpen gehüllt, halbtot vor Frost und mit den

Zähnen klappernd. Sein Anblick und seine Lage müssen zur Hilfe stimmen. Du aber gehst wohlgewärmt und weinselig vorüber. Wie kannst du erwarten, daß Gott dich aus dem Unglück erretten werde? ... Einen Leib, der oft schon erstorben und ohne Gefühl ist und von der Ehre gar nichts mehr empfindet, schmückst du mit unzähligen bunten und goldgestickten Gewändern; jenen (Leib) aber, der von Schmerz erschöpft und von Hunger und Frost gemartert zu Boden gestreckt ist, beachtest du nicht und erweistest dich freigebiger für die Eitelkeit als für die Furcht Gottes.“

Unliebsame Erfahrungen mochten Chrysostomus zu der Mahnung bewegen, daß man den armen Bettler nicht mit allen möglichen Fragen belästigen soll, bevor man ihn mit ein paar Pfennigen entläßt (21. Hom. zum Römerbrief). Mit besonderer Fürsorge will er die Armen in der harten Winterszeit den Gläubigen empfohlen wissen.

Wir können es uns nicht versagen, die betreffende Stelle hierher zu setzen (Predigt über das Almosen, Eingangsworte): „Als Gesandter stehe ich heute vor euch, um eine ebenso gerechte wie nützliche und zeitgemäße Sache zu vertreten. Bevollmächtigt hat mich dazu niemand als die Schar unserer Bettler, freilich nicht durch Worte, nicht durch Abstimmung oder gemeinsamen Beschluß, sondern nur durch ihre höchst traurige, mitleiderregende äußere Erscheinung. Als ich nämlich über den Markt und durch die engen Straßen ging, um zu eurer Versammlung zu eilen, sah ich mitten im Wege eine Menge von Bettlern liegen. Die einen waren der Hände, andere der Augen beraubt, wieder andere mit unheilbaren Geschwüren über und über bedeckt. Und gerade die Glieder sah ich dem Anblick dargeboten, die wegen ihres kranken Zustandes am meisten der Hülle bedurften. Da glaubte ich mich denn einer großen Härte schuldig zu machen, wenn ich nicht von dieser Sache zu euch redete, zumal da außer dem, was sich meinen Augen bot, auch noch die Jahreszeit mich nötigt, diesen Gegenstand zu behandeln...“

In der 50. Homilie zum Matthäusevangelium predigt Chrysostomus über die traurige Erscheinung, daß wir „trotz der heiligen Speise (Kommunion) so viele und schwere Sünden begehen, daß wir, wenn wir das Lamm essen, zu Wölfen werden“ und „gleich Löwen zu rauben anfangen“. Er hat dabei einen besondern Fall im Auge, der auch späteren Zeiten zur Warnung dient. „Glauben wir nicht, es genüge zu unserem Heile, einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kelch für den Altar zu opfern, nachdem wir zuvor Wittwen und Waisen beraubt haben... Achten wir nicht bloß darauf, daß wir goldene Gefäße darbringen, sondern daß wir sie auch mit ehrlich verdientem Gelde bezahlen. Wertvoller als Gold macht den Kelch der Umstand, daß nicht das Verbrechen der Habsucht an ihm klebt. Die Kirche ist ja kein Gold- oder Silberladen, sondern eine Festversammlung der Engel.“ Weihgeschenke darf man natürlich darbringen, aber „was nützt es dem Herrn, wenn sein Tisch mit goldenen Kelchen bedeckt ist, er selber aber (in den Armen) vor Hunger stirbt?“

Kann es uns da wundernehmen, daß derselbe hl. Chrysostomus (39. Hom. über den 1. Korintherbrief) mit flammenden Zornesworten gegen die Wucherer losfährt, welche den Preis der Lebensmittel verteuern und es dahinbringen, daß die Nebenmenschen verarmen? „Nirgends wird auf die Nächstenliebe Rücksicht genommen, nur reine Geldgier treibt und drängt überall zur Zeit

des Verkaufes. Der eine verkauft Wein und Getreide früher, der andere später, keiner aber aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl, sondern dieser, damit er mehr bekomme, jener, damit er ja nichts einbüße, wenn etwa die Frucht zu Schaden käme.“ Wenn es nun sich trifft, daß die zurückgehaltenen Vorräte mehr und mehr verderben, so beachten diese habgierigen Unholde nicht den von Gott gegebenen Wink, „von dem tückisch Eingescharrten“ den Armen mitzuteilen. „Viele haben ganze Fässer Wein, nachdem er sauer geworden, ausrinnen lassen und den Armen nicht einmal einen Becher voll gegeben. . . . Andere, die den Hungernden nicht einmal ein Gerstenbrot reicheten, warfen ganze Behälter Getreide ins Wasser. Weil sie Gottes Gebot, den Armen zu geben, außeracht ließen, so mußten sie, durch den Kornwurm gezwungen, da alles verdorben und unbrauchbar war, das ganze Magazin ausräumen. Sie setzten sich dadurch dem allgemeinen Spott aus und zogen den Fluch Gottes auf ihr Haupt herab. . . . Daß es bei den Ungläubigen so zugeht, kann wohl nicht wundernehmen. Wie unverzeihlich aber erscheint es, wenn Christen, die so großer Geheimnisse gewürdigt werden und die so genau über die zukünftigen Dinge unterrichtet sind, so zähe am Gegenwärtigen kleben?“

Eine Illustration zu dem Gesagten liefert der empörende Fall, der sich in Antiochien bei einer Hungersnot ereignet hatte. Ein reicher Mann ging, als endlich ein reichlicher Regen nach langer Dürre gefallen war und nun alles freudig aufjubelte, mit ganz verdrossener und düsterer Miene umher. Man fragte ihn nach dem Grunde seiner verzweifelten Stimmung. Er antwortete: „Ich habe da 10 000 Scheffel Getreide liegen und weiß nicht, was ich damit anfangen soll.“

In der 61. Homilie auf das Matthäusevangelium kommt Chrysostomus auf das Verhältnis der Großgrundbesitzer zu ihren Pächtern zu sprechen. Er findet, daß sie „unmenschlicher als Barbaren“ sind. Den armen hungernden Leuten legen sie unerschwingliche Abgaben auf, fordern von ihnen mühsame Dienstleistungen und nützen sie aus „wie Esel und Maultiere“. Ohne Rücksicht werden sie ausgefogen, gleichviel ob der Boden Ertragnis abwirft oder nicht. Aufgerieben von Arbeitsplage, Kälte, Regentwetter und Nachtwachen gehen sie mit leeren Händen aus, obendrein in Schulden steckend, zitternd und bebend vor den Torturen harter Verwalter, in Angst vor dem Einsperren, vor der Pachtgeldforderung, vor den unerbittlichen Frondienstleistungen. „Von ihren Arbeiten, von ihrem Schweiß füllt man Speicher und Keller, ohne sie auch nur ein wenig mit nach Hause nehmen zu lassen. Ein Spottgeld wird ihnen als Lohn hingeworfen. Ja man ersinnt neue Arten von Zinsen (50 vom Hundert!), wie sie die Heiden nicht kennen, und schreibt Schuldbriefe, die mit Fluchwürdigkeit beladen sind.“

Weiter ausholend geißelt Chrysostomus in der 11. Homilie über den Römerbrief das Laster der Habsucht, das „die Wurzel aller Sünden“ (1. Tim. 6, 10) und im besondern die Ursache ist, daß die soziale Not unter den Menschen so groß geworden. „Die Habsucht ist es, die nicht bloß Stadt und Land, sondern auch Straßen, bewohnte und unbewohnte Gegenden, Berge, Schluchten, Hügel und überhaupt alles mit Blut und Mord erfüllt. Nicht einmal das Meer bleibt von dieser Pest verschont; die Piraten halten es von allen Seiten besetzt — eine neu erfundene Art der Räuberei! Die Natur-

gesetze wurden durch die Habsucht umgestoßen, die Bande des Blutes gelockert, das Recht auf Mein und Dein hinfällig gemacht. Die gewalttätige Sucht nach Geld hat solche ruchlose Hände nicht bloß gegen die Lebenden, sondern auch gegen die Toten bewaffnet. ... Sie erbrechen Gräber und strecken ihre frevelhaften Hände selbst gegen die Leichname aus¹. ... Dieses Laster hat es dahin gebracht, daß es um die Städte nicht besser, ja schlimmer als um die Einöde bestellt ist. Denn vor den Straßenräubern kann man sich leichter hüten, weil sie nicht beständig auf der Lauer liegen, dagegen sind ihre Nachahmer in den Städten um so schlimmer, je schwerer man sich ihrer erwehren kann, weil sie ganz offen wagen, was jene verborgen treiben. Dieselben Gesetze, die dem Ubel Einhalt tun sollten, nehmen sie in ihren Dienst und erfüllen die Städte mit Mord- und Greuelthaten². Oder ist es es nicht Mord, ja schlimmer als Mord, den Armen dem Hungertode auszuliefern, ihn ins Gefängnis zu werfen, ihn nicht bloß dem Hunger, sondern auch der Folter mit ihren tausenderlei Qualen zu überantworten. ... Du verwandelst durch deine Angebereien, Quälereien und Nachstellungen deinem Opfer das Licht in Finsternis und treibst es so weit, daß es sich tausendmal lieber den Tod erwünscht. ... Und das Allerschlimmste, daß du raubst und dich bereicherst nicht unter dem Druck der Armut, nicht unter dem Zwang des Hungers, sondern damit dein Pferdgeschirr, dein Hausdach, deine Säulenkapitäle in reichem Goldschmuck prangen! ... Dein Hund erfreut sich sorgfältiger Pflege, dein Mitmensch dagegen, oder besser gesagt Christus, wird deines Hundes und all der genannten Dinge wegen dem bittersten Hunger preisgegeben. ... Soll ein Sessel gemacht werden oder ein Fußschemel, so muß alles aus Gold oder Silber gearbeitet sein, die Glieder Christi³ dagegen haben nicht einmal wegen deiner Habsucht das notwendige Brot. Deine Bettgestelle sind überall mit Gold beschlagen, die Leiber der Heiligen⁴ aber entbehren der notwendigen Bedeckung. Christus ist nicht soviel wert wie alle diese Dinge: Diener, Maultiere, Bettgestell, Sessel, Fußschemel. Noch unedlere Hausgeräte nenne ich gar nicht, ich überlasse es euch, sie euch zu denken.“⁵

Abscheuliche Gelderpressungen und Erbschleichereien müssen in der Zeit und im Wirkungskreise des Heiligen im Schwunge gewesen sein. In der 13. Homilie über den ersten Korintherbrief⁶ schildert Chrysostomus das Laster bzw. das Elend eines reichen, üppigen und gegen die Armen gefühllosen Menschen. Den Höhepunkt der Verworfenheit erblickt er in den Intrigen der Reichen, wie sie den Nächsten um dessen bescheidene Habe zu bringen suchen. „Wenn ein Reicher wenig bemittelte Greise umschmeichelt, um sie zu beerben, obwohl Kinder derselben da sind — wie kann ihm das verziehen werden? ... Reiche Leute sprechen nur von Zinsen und Wuchergeschäften. Sie erdichten Schuldbriefe, als hätten sie dieselben von ihren Vätern

¹ Eine drastische Schilderung von räuberischer Gräberschändung siehe in der 35. Homilie über den 1. Korintherbrief. — Man war genötigt, zum Schutze der Gräber Hunde anzuketten!

² Offenbar sind die harten Gesetze gemeint, welche dem Gläubiger über den zahlungsunfähigen Schuldner die größte Gewalt einräumten. Vgl. „nexu vincti“ nach römischem Recht.

³ 1 Kor. 6, 15: membra Christi.

⁴ Sancti = fideles nach Paulinischen Briefen.

⁵ In der 7. Homilie über den Kolosserbrief spricht Chrysostomus offener.

⁶ Der Urtext (Migne, P. gr. 61, 113) verdient hier nachgelesen zu werden.

und Großvätern überkommen, und steigern die Schuld zu einer unerschwinglichen Summe. Hier nehmen sie einem das Haus weg, dort das Feld, dort einen Sklaven, dort die sämtliche Habe. Und was soll ich von den Testamenten sagen? Anstatt mit Tinte sind sie mit Blut geschrieben! Wenn diese Blutsauger sehen, daß irgend einer eine mäßige Habe sein eigen nennt, spiegeln sie ihm eine große Gefahr vor und schüchtern ihn ein oder hintergehen ihn mit nichts sagenden Versprechungen, damit er alle Verwandten, die oft vor Hunger umkommen, übergehe und sie selbst an deren Stelle zu Erben einsetze! Übersteigt das nicht die Wut und Raubgier der wilden Tiere?“

In der 15. Homilie zum Matthäusevangelium spricht Chrysostomus abermals von Menschen, die ohne Scham Wucher treiben, Zinsen auf Zinsen häufen, Herden von Sklaven kaufen, Silbergeschirr anschaffen, Güter und Häuser mit tausenderlei Zubehör erwerben. Er kennt auch solche, die des Nachbarn Grundstücke mit Unrecht verkürzen, andern ihre Häuser entreißen, die Zahl der Armen vermehren und ihren Hunger steigern. „Und der will ein Christ sein“ höhnen die Heiden! Denn sie wissen, wie erhaben unsere Lehre ist und wie wenig wir ihr entsprechen.

Die Klasse der Arbeiter und Handwerker darf nicht mit Geringschätzung behandelt werden. „Sage nicht, der ist nur ein Schmied, ein Schuster, sondern bedenke, daß er ein Jünger Christi, daß er ein Bruder ist. Denn wir sind Schüler jener Fischer, Zöllner und Zeltmacher, Schüler jenes (Meisters), der in dem Hause eines Zimmermanns auferzogen wurde und sich gewürdigt hat, dessen Gemahlin als Mutter zu haben... Das erwäge und halte den menschlichen Hochmut für nichts. Wohl aber betrachte den Zeltmacher ebenso gut als deinen Bruder wie den, der in einem Wagen daherfährt und einen Troß von Dienern um sich hat. Ja der erste gelte dir vorzugsweise als Bruder, denn mit Recht gebührt dem der Brudername, der den Aposteln ähnlicher ist... Wenn du also einen Holz sägen, den Hammer schwingen oder mit Ruß bedeckt siehst, so verachte ihn deswegen nicht, vielmehr bewundere ihn darob. Auch Petrus schürzte sich, zog das Netz und fischte noch nach der Auferstehung des Herrn. Ja sogar Paulus stand (nach so großen apostolischen Taten) in der Werkstätte und nähte Felle zusammen.“

Wie im Gotteshause während der liturgischen Feier, so zeigt sich auch außerhalb der Kirche ein allgemeiner Niedergang der Volksmoral. Herbe Vorwürfe erhebt Chrysostomus in der 4. Homilie über das Matthäusevangelium wider die Antiochener. „Ich sehe, daß viele nach der Taufe viel leichtsinniger leben als Ungetaufte, so daß man ihnen den Christen ganz und gar nicht ansieht. Darum kann man weder auf der Straße noch in der Kirche recht wissen, wer getauft ist und wer nicht; es sei denn, man wohne zur gegebenen Zeit den Mysterien bei und beachte, wen man hinausweist und wer darinnen bleibt¹. Es sollte aber doch das praktische Leben, nicht der Ort einen kenntlich machen... Den Getauften muß man nicht bloß an seiner Gabe² erkennen, sondern auch an dem Beginn eines neuen Lebens. Der Gläu-

¹ Bezugnahme auf die Entlassung der Katechumenen nach dem Evangelium.

² Die Gläubigen pflegten ihre Dpfergabe mitzubringen.

bige soll das Licht der Welt und das Salz der Erde sein. . . . Der Christ muß nicht bloß mit den Talenten glänzen, die er von Gott (in der heiligen Taufe) erhalten hat, sondern auch mit deren Zinsen. An allem soll man ihn erkennen, am Gang, am Blick, an der Haltung, an der Stimme. — Immer gewahre ich, daß du durch das Gegenteil auffällst. Wenn ich dich an deinem Plag (in der Kirche) zu erkennen suche, so finde ich, daß du im Zirkus, im Theater und mit andern unerlaubten Dingen, mit bösen Reden auf der Straße oder in Gesellschaft verdorbener Menschen den Tag zubringst. Will ich dich am Ausdruck deines Gesichtes erkennen, so sehe ich immer nur ausgelassenes Lachen, wie man es höchstens bei einer verkommenenen, frechen Dirne gewöhnt ist. Wenn aber an deinen Kleidern, so finde ich dich nicht besser als die Schauspieler; wenn an deinen Freunden, so ziehst du nur mit Schmarrogern und Schmeichlern umher; wenn an deinen Reden, so höre ich kein gesundes Wort, keines, das nicht überflüssig, keines, das lebenspendend wäre. Schau' endlich auf deine Speisetafel, so habe ich da noch weit mehr Stoff zu Vorwürfen.“

Eine folgende derbe Stelle will nicht unterdrückt werden, wenn wir die Eigenart des freimütigen, furchtlosen Sittenpredigers, der auch einmal wie Abraham a S. Clara reden konnte, nicht einseitig erfassen wollen. „Woran also, sage mir, soll ich dich als Christ zu erkennen imstande sein, da doch all das Aufgezählte auf das Gegenteil hinweist? Was rede ich überhaupt von Christ? Man kann ja nicht einmal recht sehen, ob du überhaupt ein Mensch bist. Denn wenn du ausschlägst wie ein Esel, Sprünge machst wie ein Stier, nach Weibern wieherst wie ein Roß¹, gierig frisstest wie ein Bär, dich mätestest wie ein Maulesel, auf Raube erpicht bist wie ein Kamel, räuberisch wie ein Wolf, zornmütig wie eine Schlange, wenn du stichst wie ein Skorpion, verschmigt bist wie ein Fuchs, giftgeschwollen wie eine Natter und eine Viper, gegen deine Brüder gehässig wie ein Dämon, wie soll ich dich noch für einen Menschen halten, da ich in dir die Merkmale der Menschennatur nicht mehr sehe?“

Wir dürfen zugestehen, daß hier des Guten zu viel getan ist. Das heißblütige Naturell hat den Syrer übermannt. Er gehört nicht zu den „Zuckerpredigern“, von denen der hl. Cansius einmal gesprochen hat. Und doch stehen ihm hinwieder die zartesten und liebewärmsten Töne zu Gebote.

Leihen wir dieser auffallend langen Homilie weiterhin unser Ohr. Nach einer rhetorischen Übertreibung, in welcher der schlechte Mensch in Vergleich mit wilden Tieren und Dämonen gebracht wird, heißt es sarkastisch: „Obwohl wir so schlecht sind, beachten wir gar nicht, wie mißgestaltet unsere Seele ist; wir kennen nicht einmal ihre Häßlichkeit. Wenn du in der Barbierstube sitztest, um deine Frisur ordnen zu lassen, da nimmst du den Spiegel und siehst genau zu, wie die Haare liegen. Ja du fragst noch die Umstehenden und den Barbier selbst, ob auch die Frisur um die Stirn herum recht schön gelungen sei. Sogar Greise schämen sich oft nicht, jünger erscheinen zu wollen als sie sind². Wenn aber unsere Seele mißgestaltet, ja tierisch geworden ist wie die

¹ Buchstäblich εἰς τὸν οὐρανὸν ὡς ὄνος . . . χρεμυτίζης δὲ ἐπὶ γυναικῶν ὡς περὶ ἄνος. Vergleiche mit Eseln, Schweinen, Löwen usw. scheut Chrysostomus auch sonst nicht.

² Auch in der 7. Homilie auf den Hebräerbrief macht Chrysostomus seinem Arger darüber Luft, daß sich Greise, im „Schmuck des Silberhaares“, berauschen, dem Pferderennen nach-

einer Szylla oder Chimäre, von denen die heidnischen Fabeln erzählen, so geht uns das nicht im geringsten zu Herzen. Und doch gibt es auch hiefür einen geistigen Spiegel, der viel besser und brauchbarer ist als jener. Denn er zeigt uns nicht nur unsere Häßlichkeit, sondern er verwandelt sie auch in unvergleichliche Schönheit, wenn wir es nur wollen. Dieser Spiegel ist das Andenken an edle Männer, die Geschichte ihres Lebens, die Lesung der Heiligen Schrift, die Gesetze, die uns Gott gegeben.“

Gleichgültigkeit gegen höhere Interessen, nichtsagende Unterhaltung, Unwissenheit in den heiligen Schriften ist ein anderer Klagepunkt des Chrysostomus. „Wenn einer alle unsere Reden gleichsam auf eine Wage legen wollte, so fände er unter 10 000 Talenten weltlicher Reden kaum 100 Denare geistlicher Gespräche, ja nicht einmal 10 Obolen¹. . . In Wahrheit reden wir aber, was immer uns der Teufel ins Ohr flüstert. Jetzt lachen wir, dann ergehen wir uns in leeren Höflichkeitsphrasen. Das einermal stoßen wir Verwünschungen und Schimpfworte aus, fluchen, lügen und werden meineidig. Ein andermal grollen wir oder reden unnützes Zeug, plappern ärger als Weiber und kümmern uns um lauter Dinge, die uns ganz und gar nichts angehen. — Sagt mir, wer von euch hier Anwesenden wäre imstande, auch nur einen einzigen Psalm herzusagen, wenn er darum gebeten würde, oder sonst einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift? Kein einziger!“

„Und nicht bloß das ist das Schlimme, sondern noch mehr der Umstand, daß ihr für geistliche Dinge so träge seid, für die des Teufels aber heftiger entbrennt als Feuer. Wollte euch jemand die Lieder des Teufels abhören, unzüchtige, ausgelassene Gesänge, wahrlich, er fände viele, die sie vorzüglich kennen und mit dem größten Vergnügen hersingen.“

Der Ausrede, die man gewöhnlich vorbringt: „Ich bin ja kein Mönch, sondern habe Frau und Kinder und muß für mein Hauswesen sorgen“, begegnet der Prediger mit dem Grundsatz, daß die Laien, die mitten im Kampfe stehen und jeden Tag neue Wunden empfangen, die Heilmittel am nötigsten haben.

Wie hier, in der 2. Homilie über das Matthäusevangelium, macht er den antiochenischen Christen auch anderwärts den Vorwurf, daß sie nur am Außerlichen haften und das in der Kirche Gehörte rasch vergessen, statt es in die Tat umzusetzen (22. Homilie über den Römerbrief).

Ein arger Unfug herrschte in Antiochien bei der Neujahrsfeier. Chrysostomus hatte vor, in einer zweiten Predigt zum Lobe des hl. Paulus zu sprechen, weil in der vorigen Predigt die Zuhörer „sich dermaßen gefreut hatten, als ob sie den Apostel mitten in der Versammlung gesehen hätten“. Jetzt aber kann er (in der Neujahrspredigt) nicht umhin, von den Sünden zu reden, die in der ganzen Stadt begangen würden. „Teufel sind es, die auf dem Markte ihren Aufzug halten. Diese nächtlichen Teufelsfeste, diese Schand- und Lasterreden, diese nächtlichen Tänze, diese ganze lächerliche Komödie, das sind die Feinde, die unsere Stadt besetzt halten. Sie sind schlimmer als irgend ein anderer

feuchen, das Theater besuchen und wie Kinder im großen Haufen miteinherlaufen. Aber nicht das Greisenalter überhaupt soll sein Tadel treffen.

¹ Das Verhältnis des Talentes zum Denar, bzw. Obolus = 3700 M zu 30 M bzw. 1,30 M.

Feind.“¹ Wenn auch die Schaustellung von allerlei Schmucksachen nicht so schlimm ist, so ist doch das, was in den Weinschenken um die Wette getrieben wird, sehr betrübend. Urge Erzeffe kommen vor, wenn gegen Morgen Weiber und Männer in der ausgelassensten Weise volle Becher ungemischten Weines leeren.

Unsitthliche Gebräuche bei Hochzeiten knüpfen sich an die Ehe. Die Ehe selbst will Chrysostomus durchaus nicht tadeln. Indes gegen die Tänze, Zimbeln- und Flötenspieler, schändliche Reden und Gesänge, Trunkenheit, Schmauferei und allerlei Teufelsputz, was dabei getrieben wird, muß er seine ernststen Mahnworte richten. Er weiß wohl, daß man ihn verlachen werde, daß er vielen wie wahnsinnig vorkommen möchte, wenn er an den alten, eingewurzelten Gebräuchen zu rütteln unternimmt. Aber er hofft, daß doch einige seine Warnung beherzigen und sich zusammen mit ihm würden auslachen lassen. „Denn wie sollte es nicht höchst verdammlich erscheinen, eine Jungfrau, die bisher in ihrem einsamen Gemache gelebt hat und von früher Jugend auf an Schamhaftigkeit gewöhnt war, auf einmal beim Beginn des Ehestandes in alle Schamlosigkeit einzuführen und in einen Kreis von liederlichen und schändlichen Männern, Wüstlingen und Weichlingen zu versetzen? Welche Schlechtigkeit wird nicht von jenem Tage an der Braut eingimpft? Unverschämtheit, Frechheit, Unehrliebe und eitle Gefallsucht; denn dann wird sie wünschen, alle Tage es ebenso zu haben. Daher die Prachtliebe der Weiber und ihre Verschwendung, daher ihre Schamlosigkeit und tausendfältiges Unheil.“²

Die Ausrede, daß es eben Gewohnheit sei, verdient strenge Zurückweisung. Ebenso komme man nicht mit dem Einwand, daß die (mit Salben und Schminke) aufgepußte Braut wegen ihrer Schönheit viele Bewunderer haben werde. „Das bedeutet, daß sie schon vor dem Zusammenleben mit ihrem Manne viele Liebhaber anlocken soll. Trotz aller schlimmen Folgen halten es jene viehischen Menschen für eine Rechtsverkürzung, wenn die Braut nicht den Blicken der (rohen) Menge preisgegeben und den Gaffern zum öffentlichen Schauspiel vorgeführt wird. Schimpf, Spott, gemeine Komödie! Erst recht am Abend kommen die Männer zusammen, berauscht, betäubt und von Bier entflammt, um sich am Anblick der schönen jungfräulichen Braut zu weiden, führen sie zur Schau über den Markt und umschwärmen sie, mit Fackeln ausgerüstet, spät in die Nacht hinein, um sie allen zu zeigen. Sie verspotten sie mit schändlichen Reden. Verlaufene Sklaven, zahlloses Gesindel und verkommenes Volk schütten zügellos alle Schmähworte, die ihnen einfallen, über die Braut und den Bräutigam aus. Kein ehrbares Wort wird da gehört. In teuflischem Wetteifer sucht man einander mit lästerlichen und unzüchtigen Ausdrücken zu überbieten, das Brautpaar entehrend... Der Teufel hat diesen Brauch zur Gewohnheit gemacht. Die Ehe, als etwas Ehrwürdiges und zur Fortpflanzung unseres Geschlechtes eingesetzt, verdroß den Bösen; und da er einsah, daß durch sie der Hurerei ein Damm gesetzt ist, so führte er von einer andern Seite jede erdenkliche Unzucht ein... Damit ferner die abendliche Finsternis nicht etwa einen Schleier über diese Abscheulichkeiten werfe, so bedient man sich

¹ Kurz vorher hatte Chrysostomus auf die Amalekiter hingewiesen.

² Über die *lascivia mulierum* s. auch Chrysostomus, In Isaiam c. 3 (Migne, P. gr. 56, 51).
Stimmen der Zeit. 115. 3.

zahlreicher Fackeln. Wozu denn die große Volksmasse? Wozu die Trunkenheit? Wozu das Flötenspiel? Offenbar dazu, daß auch die ruhigen Leute aus dem Schlafe geweckt werden und von den Fenstern herab Zeugen des unwürdigen Treibens seien. Ausgeschämte Mädchen erscheinen zur Ehre oder besser gesagt zur Schande der Braut. Im tollen Zuge beteiligen sie sich mit ausgelassenen Jünglingen an unzüchtigen Gefängen, schändlichen Reden und satanischem Spiel. ‚Aber das sind ja keine braven und züchtigen Jungfrauen. Das tun nur Mägde oder sonst arme Geschöpfe.‘ Auch diesen darf man dergleichen nie und nimmer gestatten. Daraus entspringt eben alles Unheil, daß man für die (dienenden) Hausgenossen keine Sorge trägt. Man begnügt sich mit der verächtlichen Bemerkung: ‚Es ist nur ein Knecht. Es sind nur Mägde.‘ Und doch hören wir täglich: In Christo Jesu ist kein Sklave, ist kein Freier.“ Ja sogar auf die eigenen Söhne und Töchter hat man kein wachsam Auge.

Im Glauben der Zeitgenossen befangen, daß das Ende der Welt nicht mehr ferne sei, weist Chrysostomus auf die Schrecken des Gerichts hin und wundert sich über den Leichtsinns und Frevelmut, der allerorten sich breit macht¹. „Mit viel Ubeln sind wir jetzt behaftet und merken es nicht. Wir beißen einander, wir verzehren einander, indem wir Unrecht begehen, anklagen, verleumden und den Ruhm des Nächsten benagen. . . . Ich weiß nicht, woher diese Krankheit (der bösen Nachrede) in die Menschen gefahren ist. Wir sind Schwäger, nichts bleibt in unserer Seele zurück (Ekkli. 19, 10 11). Schnell bereit, andere zu verklagen, sind wir rasch fertig mit ihrer Verurteilung. Böse Plauderweiber, die Lügen verbreiten! . . . Wir sind von unserer Hoffnung abgefallen, von unserer Höhe heruntergestürzt. . . . Der Teufel hat uns aller Güter beraubt. Weg sind die Frommen aus dem Lande (Mich. 7, 2). Vielleicht gehen einige jetzt ihres Weges und lachen. Aber wahrhaftig, das muß meine Tränen noch vermehren, weil wir zu einem solchen Grade von Verrücktheit und Raserei gelangt sind, daß wir über das lachen, worüber wir aufseufzen müßten (Röm. 1, 18). Gleich Märchen werden die schauerlichen und fürchterlichen Drohungen Gottes verachtet und gelästert. Wir sind zu Grunde gegangen, wir sind unsern Feinden zum Gelächter, den Heiden und dem Teufel zum Gespött geworden. . . . Beschämt und niedergeschlagen sind unsere Schugengel, während der Böse Großes im Schilde führt. Niemand will sich bekehren. Vergebens haben wir alles getan; wir selbst werden für albern gehalten. Kehren wir um, ich bitte euch! Beständige Kriege, Schiffbrüche, zahllose Unglücksfälle ringsum und der Zorn Gottes umdrängen uns von allen Seiten. Wir aber leben in einer Sicherheit dahin, als wären wir Lieblinge (Gottes)! Alle haben wir die Hände bereit, einander zu übervorteilen, keiner um zu helfen; alle zum Raube, keiner zum Schuge!“

Sieht der für Gottes Ehre glühende Chrysostomus überhaupt nur mehr Verdorbenheit und Mängel bei den Zeitgenossen? Keineswegs! Er anerkennt und lobt auch gelegentlich den guten Willen der Leute. Er freut sich, wenn sie „weich und gerührt“ bei seinen Worten werden. In der 14. Ho-

¹ Die betreffende Homilie 23 über den Hebräerbrief ist im zweiten Teil mit ergreifendem Pathos erfüllt.

milie über den ersten Timotheusbrief stellt er das gottgefällige Klosterleben dem trägen und weichlichen Weltleben entgegen. Am Ende der Predigt fingiert er die Frage eines Zuhörers, ob man auch in der kirchlichen Gemeinde jemand finden könnte, um nach der Weisung des Apostels „die Füße der Heiligen zu waschen“. „Ja freilich“, antwortet er, „kann man das. Wenn wir das Leben der Mönche geschildert haben, so wollen wir damit die Glieder der Gemeinde nicht herabsetzen. Oft gibt es gar viele Heilige inmitten der Gemeinde, aber sie sind verborgen und unbekannt. Man darf deshalb einen Mitmenschen nicht geringschätzen, weil er in den Häusern herumkommt, weil er den Markt besucht, weil er eine amliche Stellung einnimmt. Auch das ist der Wille Gottes (Jf. 1, 17). Gar viele sind der Tugendpfade, gleichwie auch bei den Perlen ein großer Unterschied ist. Die eine besitzet einen intensiven Glanz und vollendete Rundung; diese hat mehr, jene weniger Schönheit. ... So ist es auch bei den Heiligen. Einige arbeiten bloß an ihrer eigenen Vervollkommnung, andere auch an dem Heile der Gemeinde.“

Oft muß man sich wundern, wie Chrysostomus trotz der Leichtlebigkeit und Wankelmütigkeit seiner Zuhörer ihnen wieder und wieder die höchsten Ideale eines christlichen Lebens vor Augen stellt. Wenn er nicht alles erreichen kann, so will er wenigstens erst das Notwendige erzielen. Wenn die einmalige Mahnung fruchtlos geblieben, so wird er nicht müde werden, von neuem darauf zurückzukommen.

* * *

Entschieden bekämpft Chrysostomus die Kulturtorheiten seiner Zeit. Prunksucht und Kleiderhoffart ist ein Kapitel, das Chrysostomus mit aller Eindringlichkeit zu behandeln sich genötigt sieht. Damit sich eine vornehme Frau „mit einer einzigen Perle“ schmücken kann, müssen tausend Arme hungern (zweite Ansprache an die Täuflinge). Wie oft hat aber ein solcher Perlenschmuck Verdacht und Eifersucht im Gefolge, erzeugt Feindschaften, Streitigkeiten und Verstimmungen!

In der 20. Homilie über den Hebräerbrief spricht der Prediger noch „ein besonderes Wort für die Frauen“. Oft hat eine Frau ein golddurchwirktes Kleid und treibt damit eine Art Gözendienst. Wie sie es ängstlich betastet, zurecht faltet, umwickelt und nicht benützt! Wollte jemand die verborgenen Gegenstände in den Häusern untersuchen, so würde er die kostbarsten Gewänder und andere Kostbarkeiten finden, denen man Ehrfurcht zollt wie leibhaftigen Herrn und Gebietern! Die Sorge für die eigene unsterbliche Seele wird darüber vergessen!

In einer Predigt auf Neujahr zeigt Chrysostomus eingehend, wie man in allem Tun und Lassen immer den Grundsatz „um Gottes willen“ vor Augen haben soll. „Sogar bis herab zu den Schuhen läßt sich diese Regel beobachten. Denn es gibt jetzt manche Menschen, die in ihrer Weichlichkeit und Verschwendung so tief gesunken sind, daß sie sogar ihre Schuhe schmücken und rundherum verzieren gerade wie andere ihr Angesicht. ... Das ist ein sicherer Beweis von großer Verkehrtheit bei Männern und Weibern.“

In der 49. Homilie zum Matthäusevangelium läßt sich Chrysostomus nicht ohne einen gewissen Spott auf dieses „Schuhkapitel“ länger ein. Mag es vielen als kleinlich erscheinen, wenn er sich um solche Dinge kümmert, mag

man ihm entgegenhalten, daß es doch der geringfügigste oder überhaupt kein Fehler sei, einen schönengeschmückten, glänzenden Schuh zu tragen, er will doch nicht unterlassen, solch törichte Eitelkeit zu brandmarken. Oder verdient es nicht Spott und Gelächter, wenn Seidenbänder, die man nicht einmal für Kleider verwenden soll, sogar für Schuhe gebraucht werden? Wie verträgt sich das mit der Mahnung des Apostels (1 Tim. 2, 9)? Darf man solch eitle Torheit bis auf die Schuhe ausdehnen, darf man um der schwierigen Beschaffung dieser Seidenbänder willen so viele Auslagen und Mühe verschwenden, um sie auf den Schuhen anzubringen und das Leder damit zu zieren? In alten Zeiten hatte man Schuhe, die sich für Männer schickten. Ob nicht die jungen Herrchen schließlich noch Weiberschuhe anziehen werden, ohne sich zu schämen! Traurig genug, daß die Väter dies ruhig mitansehen! — Wie wäre ein junger Mann (der die lächerlichste Sorgfalt auf den Schmuck des Schuhleders verwendet) imstande, sich um seine Seele zu kümmern? Wenn sich einer um den Glanz von Seidenbändern, die Pracht der Farben und das Efeu-geranke an derartigen Geweben so eifrig bemüht, wie soll er zum Himmel aufblicken können? Wenn er, den Kopf zum Boden gebeugt, von der Schönheit des Leders bezaubert ist? Es ist der böse Dämon, der dich von der Schönheit des ausgebreiteten Himmels und der flammenden Sonne abgelenkt hat, um Gott hintanzusetzen und unnötigen Luxus, übertriebene Künstelei zu betrachten. So geht der junge Mensch, den Blick abwärts gerichtet „auf offenem Markte stolz umher und ist voll Sorge und Kummer, er möchte seine Schuhe mit Kot beschmutzen, wenn es Winter ist, oder mit Staub bedecken, wenn es Sommer ist. Die Schuhe sind doch dafür da, daß sie in Kot und Schmutz treten. Wenn du aber das nicht ertragen kannst, dann hänge sie dir um den Hals oder lege sie auf deinen Kopf.“

Manche Frauen begnügen sich nicht mit zwei Dienern. „Es ist aber doch schimpflich, mit einem großen Gefolge von Dienern einherzuziehen.“ Wie die Schafverkäufer oder wie die Sklavenhändler wollen solche Frauen aus Hochmut und Eitelkeit sich nur mit vielen Dienern umgeben sehen lassen. Eine freie Frau soll aber nicht aus einer Schar von Dienern hervorglänzen wollen, um die Augen des Marktvolkes auf sich zu ziehen. Der große Haufe wird sich natürlich herandrängen, um sie zu begaffen und zu hören, was das für eine Frau ist, die auf einem mit goldgestickter Decke geschmückten Maultiere daherreitet. Das viele Gold paßt eher für Schauspielerinnen, zu deren Kostüm es verwendbar ist, und für Buhldirnen, die alles anbieten, um angegafft zu werden.

„Was kann unvernünftiger sein, als sich Goldgewänder anzuschaffen, um sie in Bädern und auf öffentlichen Plätzen umherflattern zu lassen? Doch in Bädern und auf Marktplätzen mag man sich weniger darüber wundern; daß aber eine Frau auch in der Kirche in einem solchen Anzug erscheint, das stimmt zu lautem Lachen. Warum kommt sie unter der Last ihrer Goldgewänder hieher, da sie doch nur erscheinen sollte, um zu hören, daß ihr Schmuck die Sittsamkeit sein muß (1 Tim. 2, 9)?“ „Wenn ein Heide oder Ungläubiger die erwähnte Stelle aus dem Titusbrieve hätte vorlesen hören und sähe sein christliches Weib mit solchem Zierat angetan — würde er nicht in schallendes Gelächter ausbrechen?“ Man möge dem Prediger nicht vorwerfen, daß er

die Männer gegen die Frauen aufhebe. Er will diese nur von den Trugbildern des Lebens befreien und auf die wahre Schönheit hinweisen, welche Gott gefällt und wonach der König (Christus) verlangt.

Zu welcher „Verrücktheit“ der Reichtum die Menschen verleiten kann, wird von Chrysostomus (7. Homilie über den Kolosserbrief) an ein paar Beispielen des heidnischen Altertums gezeigt¹. Daran knüpft er seine beißenden Anwendungen für das lauschende Publikum. „Worin unterscheiden sich von jener goldenen Platane in Verrücktheit die Reichen, welche sich Geschirre, Töpfe und Salbenfläschchen aus Gold machen lassen? Worin ferner die Frauen, die — ich schäme mich es zu sagen, aber es muß heraus — sich Nachttöpfe aus Silber anschaffen? . . . Der Reichtum verursacht in der Tat Torheit und Wahnsinn. . . Überall herrscht übertriebene Hoffart, überall Eitelkeit. Ich fürchte, das weibliche Geschlecht nimmt infolge dieses Wahnsinns nach und nach die abenteuerlichste Gestalt an. Denn wahrscheinlich geht ihr Verlangen noch so weit, goldene Haare zu haben. . . Wenn ihr euch nämlich zu Dingen versteht, die noch weit ungereimter sind, so müßt ihr meines Erachtens noch viel mehr danach begehren, goldene Haare zu tragen und eure Lippen und Augenbrauen, kurz alles, mit einer Goldschminke zu überkleistern.“

Den Schluß bildet eine ernste Drohung. „Es ist kein bloßer Rat mehr, sondern mein Befehl und Geheiß — wer will, mag gehorchen, wer nicht will, mag den Gehorsam verweigern. Wenn ihr (Frauen) dieses Treiben fortsetzt, so werde ich es nicht dulden, euch nicht aufnehmen und nicht über diese Schwelle treten lassen. Denn was nützt es mir, wenn ich als euer Lehrer und Erzieher das Überflüssige nicht zu verhindern suche (1 Tim. 2, 9)? Wir dienen den Heiden zum Gespött. Auch den Männern gilt diese Warnung.“

Der Bischof ist gewärtig, daß man ihm trozig entgegne: „Wir treten zu einer Sekte über.“ „Aber besser ein einziger, der den Willen des Herrn tut, als Tausende, die sich darüber hinwegsetzen. Was wäre dir selbst lieber: weiß Gott wieviele Sklaven, aber lauter Ausreißer und Langfinger, oder nur einen einzigen aber treuen Diener zu haben?“ Immer wuchtiger fallen die Schläge des Predigers: „Wenn ich mich dereinst vor dem Richterstuhl Christi verantworten muß, so steht ihr fernab, und eure Gunst nützt mir gar nichts: ich habe die Rechenschaft abzulegen. Derartige Reden wie: ‚er könnte abfallen‘, ‚er ist schwach‘, ‚übe Nachsicht‘, verderben alles. . . Die Kirche ist von so vielen Armen umlagert, und obschon sie so viele reiche Kinder hat, vermag sie doch keinem Armen zu helfen! Während der eine Hunger leidet, ist der andere toll und voll. Während der eine Silbergeschirr verwendet, um seine Notdurft zu verrichten, hat der andere nicht einmal ein Stück Brot! Welche Verrücktheit! Welche grenzenlose Verwilderung!“

In der 5. Homilie über den Römerbrief geht Chrysostomus der grauen-erregenden Stelle des Briefes Kap. 1, V. 23—32 keineswegs aus dem Wege. Er sucht bei den Hörern den Ekel und Abscheu durch das Hineinleuchten in

¹ Der reiche Lydier Pythius habe sich eine Platane aus Gold und darüber den Himmel machen lassen, um in deren Schatten zu ruhen. — Der König der Perser trage einen goldenen Bart, d. h. mit Goldfäden durchzogene Barthaare.

den Abgrund sittlicher Verirrung möglichst zu steigern und sie durch Erweckung der Gottesfurcht vor der leider nicht beseitigten Ansteckungsgefahr zu bewahren.

* * *

Wie zu erwarten, dehnt Chrysostomus seine ernstesten Strafreden auf die öffentlichen Spiele (Theater, Zirkus, Arena) und die beiden Geschlechtern gemeinsamen Bäder aus. Für die Christen, die in der Großstadt mit zahlreichen Heiden zusammenwohnten, bildeten die öffentlichen Spiele und Bäder eine große sittliche Gefahr. Die Heiden führten, wie Chrysostomus klagte (12. Homilie über den 1. Römerbrief), schändliche Bühnenstücke auf, in denen Buhldirnen und perversen Lastern dienende Menschen ungeschweht auftraten. „Das ganze Volk der Stadt¹ nimmt die hochansteigenden Sitze ein. Es gilt die Ehre der großen alten Könige, deren Siege und Triumphe immer wieder gefeiert werden. Tänzer, Weichlinge, Mimen, Wüstlinge treiben da ihr Unwesen. Welch ein Widerspruch! Man gesteht die Häßlichkeit der Sache ein. Aber warum läßt man dann jene Werkzeuge widernatürlicher Luft unbedenklich auf die Bühne treten? Noch mehr! Man ehrt sie sogar durch reiche Geschenke. Andernorts straft man gefeßlich solche Schandtaten, hier aber verwendet man große Summen auf sie und unterhält solche Subjekte auf Staatskosten, wie wenn sie sich große Verdienste um das Gemeinwohl erworben hätten. ‚Es sind ja nur ehrlose Geschöpfe‘, wendet man ein! Nun machst du sie also durch deine Verurteilung erst ehrlos und dann läuffst du hin, um sie zu sehen, zu bewundern, zu loben und zu beklatschen, als wären es die ehrenhaftesten Leute!“²

Auch bei den Christen war das Theaterwesen zu einer Schule der Schlechtigkeit entartet. „Der Teufel hat eine wahre Kunst daraus gemacht, die Soldaten Christi zu erschaffen und die Spannkraft ihres Geistes zu schwächen. Deshalb hat er in den Städten Theater gebaut und jene Schauspieler geschult, die gemeines Gelächter erwecken. Die ganze Stadt (Antiochien) hat er durch ihr schändliches Treiben mit dieser Pest angesteckt. . . . Noch schlimmer ist, worüber man lacht. Wenn die Spieler etwas Blasphemisches oder Unflätiges sagen, dann lachen zahlreiche Toren, freuen sich und klatschen Beifall über Dinge, für die jene (Spieler) weit eher verdienten gesteinigt zu werden.“ Aber auch die Zuschauer verdienen Strafe, wohl sogar in viel höherem Maße, weil sie durch ihren Beifall die Darsteller ermutigen. Man läßt Werkstätten, Arbeit, Verdienst, mit einem Wort, gar alles im Stich, um sich in solchen Theatern zu ergötzen. „Mit welchen Augen aber wirst du hinfort zu Hause auf deine Gattin blicken, nachdem du sie dort durch Hetären empörend hast verhöhnern sehen? Wirst du nicht erröten, nachdem du ihr Geschlecht dem Gespötte preisgegeben gesehen hast?“

¹ Es ist Antiochien gemeint, das in dieser Hinsicht besonders verrufen war.

² Einen düstern Hintergrund zu diesen Klagen liefert das schauerliche Gemälde, das Chrysostomus in der Schrift „Wider die Gegner des Mönchtums“ (III 7) entworfen hat. Er warnt darin namentlich vor den sittlich verpesteten Schulen Antiochiens (κινδυνεύει λοιπὸν περιττὸν εἶναι τὸ τῶν γυναικῶν γένος τῶν νέων ἀντ' ἐκείνων πάντα τὰ ἐκείνων πληροῦντων).

Nach einer ernststen Mahnung, unlauteren Gefängen das Ohr zu verschließen, kommt Chrysostomus wieder auf die unsaubereren Reden und Aktionen auf der Bühne zu sprechen (37. Homilie über Matthäus). „Wie kannst du“, meint er, „solche Theaterpersonen, die selbst nach heidnischen Gesetzen für ehrlos gelten, mit der ganzen Stadt gleichwie Gesandte und Heerführer mit größten Ehren empfangen und alle Leute zusammencufen, damit sie ihre Ohren mit Schmutz vollfüllen? Was soll die Ausrede: ‚Ich selbst rede ja keine solchen unschamhaften Dinge?‘ Wie könntest du jemals rechtschaffen werden, wenn du dich mit solchen Klängen unterhalten lässest? Wie könntest du dich jemals entschließen, den mühevollen Kampf um die Reinheit auf dich zu nehmen, wenn du beinahe vergehst vor Lachen über derartige Gesänge und so schändliche Reden?“ Traurigen Herzens macht Chrysostomus die Wahrnehmung, daß man zur Kirche eben noch gewohnheits- und anstandshalber kommt, zum Theater aber voll Eifer und mit dem größten Interesse sich drängt. Und den ganzen Schmutz, der dort ausgeschüttet wurde, trägt man nach Hause, ja in die eigene Seele. Nähere Schilderung möge man uns erlassen.

Mehr als einmal muß Chrysostomus die Schuld des schlechten Predigtbesuches auf die rasende Begier des Volkes nach dem Vergnügen der Rennbahn und der Tiergefechte schieben. Leider kann er nur mit heiliger Entrüstung von ihnen reden. „Darin liegt vollendeter Wahnsinn; denn diese öffentlichen Spiele erziehen das Volk zur Unbarmherzigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit. Man gewöhnt sich da zuzusehen, wie Menschen zerfleischt werden, wie Blut in Strömen fließt, wie tierische Wildheit alles zerstört. Die alten Gesetzgeber der Heiden (‚Weise‘ nennt sie Chrysostomus hier im ironischen Sinn) haben alles das eingeführt, und nun spenden ihnen die Städte immer noch Beifall und bewundern sie“ (12. Hom. zum 1. Korintherbrief).

Die feuersprühende Predigt des Heiligen „wider Zirkus- und Theaterspiele“ (Migne 56, 263—270) verdankt ihren Ursprung einem Faktum, das die religiöse Oberflächlichkeit und leidenschaftliche Wankelmütigkeit der Bewohner der Hauptstadt grell beleuchtet. Die Stadt war erst vor ein paar Tagen mit knapper Not einer Überschwemmungsgefahr entgangen. Man stand in der Karwoche. Am Karfreitag, dem großen „Versöhnungstag“, den der Oberhirte mit Fasten, Dankagung und Erlösungsfreude begangen wissen wollte, sah er eine mächtige Lücke unter seinen Zuhörern. Viele waren in wilder Hast, alt und jung durcheinander, Väter mit unreifen Söhnen an der Hand, in den Zirkus geeilt, um unter lautem Geschrei und Zuruf die Wettfahrer zu sehen und anzufeuern. Schändlichkeiten anderer Art, das Auftreten frecher, verführerischer Hetären in golddurchwirkten Kleidern, obszöne Lieder singend, mit schamlosen Gesten sich bewegend, mußten unausbleiblich die niedrigsten Instinkte der Zuschauer erregen. Chrysostomus endet mit der ernststen Drohung, die rückfälligen Sünder geradezu von den Mysterien auszuschließen.

Die antiken öffentlichen Bäderanlagen (Thermen) waren schon von Natur aus geeignet, schamlosen Verkehr zu begünstigen, da eine Trennung der Badenden nach Geschlechtern gar nicht vorgesehen war. Da die Badegebäude „einer Menge anderer Erholungs- und Belustigungszwecke“ dienten, so gab es darin „Wandelhallen, Ringschulen, Bibliotheken, wohl auch kleine Volkstheater und Singeltangel, so daß alle Arten von Müßiggängern dort

oft den ganzen Tag zubrachten“¹. So verstehen wir die herbe Apostrophe des Predigers: „Dem Tisch des Herrn kehrt du den Rücken und läufst ins Theater, um badende Weiber zu sehen, die ihr Geschlecht entehren... Du wendest dich ab von der Quelle des Blutes (Christi), von dem geheimnisvollen Kelch, und gehst zur Quelle des Teufels, um eine badende Hetäre zu sehen und dabei an deiner Seele Schiffbruch zu leiden. Jenes Wasser (im Bassin) ist ein Meer der Unzucht, das nicht dem Leibe, sondern der Seele den Untergang bringt... So wirft der Teufel seine Netze aus; er richtet die im Zuschauerraum Sitzenden elender zu Grunde als den Pharao, den er ehemals mit Pferden und Streitwagen ersäufte.“²

Eine kräftige Sprache führt Chrysostomus schließlich auch gegen jene verächtliche Klasse von Nichtstuern, gegen Poffenreißer und Schmaroger, die sich durch lustige Spässe und gemeine Schmeicheleien einen Platz am Tisch der Reichen zu verschaffen suchten. Die Zeit sei nicht dazu angetan, um Poffen und schlechte Witze zu machen. Wie viele falsche Schwüre, gemeine Zoten, Beleidigungen des Nächsten entspringen aus dem Haschen nach elender Spassmacherei! Bei Schauspielern auf der Bühne, wo Schamlosigkeit und Poffenreißerei sich in eins verbinden, mag dergleichen am Plage sein; für einen Christen ist all das ungeziemend (Eph. 5, 4; vgl. die 17. Homilie zu diesem Brief). Poffenreißerei macht die Seele schlaff, leichtsinnig und nachlässig. Sie gebiert Schimpf und Streit; denn sie will Haltung, Rede, Lachen, Gang und alles Mögliche von andern nachahmen und mit spottendem Witz ins Lächerliche ziehen. Eine Schande, daß man eigens hierzu arme Tröpfe abrichtet, ja daß man nicht zurückscheut, Worte der Heiligen Schrift zum Gelächter zu mißbrauchen.

Das berückigte und viel verspottete Parasitenwesen des heidnischen Altertums muß in den Tagen des hl. Chrysostomus in voller Blüte gestanden sein. In der Predigt „über das Erdbeben und Lazarus“ nennt er die Schmaroger „nichtswürdige Menschen“, die „Augenweide des Satans“, Wölfe, die manchen Reichen einfangen und zum Sklaven erniedrigen, der zu seinem Verderben ihnen den Bauch füllt. Der Reiche ist das Schaf, das sie gleich Wölfen umzingeln, indem sie ihn durch schmeichlerisches Lob aufblähen und die Wunden seiner Seele nicht erkennen lassen. Sie verdunkeln seinen Verstand und verschlimmern die Fäulnis seiner Seele. Wenn aber das Schicksal sich wendet, sind die „hohlen Larven“ entflohen und verschwunden. „Wir, die herben Tadler, sind dann die mitleidigen Freunde.“ Das kommt, sagt Chrysostomus,

¹ Chryf. Baur in der Anmerkung zur 7. Homilie über das Matthäus-Evangelium. Köfelsche Bibliothek XXIII² 129. Vgl. auch Joh. Zellinger, Bad und Bäder in der altchristlichen Kirche. München 1928, M. Huber. Geb. M 6.—

² Wie wenig Chrysostomus gegen den anständigen Gebrauch des Bades eingenommen war, geht aus der launigen Verteidigung des Kirchenobern hervor, dem man engherziger Weise zum Vorwurf macht, daß er bade: „Aber Bäder darf er keine nehmen“, sagst du, überstrenger Richter! Ich bitte dich, warum denn nicht? Der Schmutz ist doch nichts Schönes. Nirgends sehen wir, daß dies verboten wäre, oder daß man sich darüber wundern möchte. Es sind vielmehr ganz andere Dinge, die der Apostel vom Bischof verlangt.“ — In den Briefen, die Chrysostomus aus dem Exil an Olympias schrieb, bekennt er, daß ihm der Mangel eines Bades sehr schwer falle.

auch heutzutage gar nicht selten vor. „Du bewirtest Schmaroger, warum keinen Armen?“

* * *

Zwei Welten sind es, wie wir gesehen haben, die sich im Geiste des hl. Chrysostomus in ungeheurer Weite dehnen und mit einer seltenen Fülle, Klarheit und Farbenfrische widerspiegeln: die äußere buntbewegte Welt des öffentlichen Lebens und die im intensivsten Glaubenslicht geschaute innere Welt des von Christus gestifteten Gottesreiches. Beide Welten ringen um den Menschen. Der unaufhörliche Kampf der beiden, der *civitas terrena* und der *civitas Dei*, ergreift den hochgesinnten und glänzend begabten Prediger in innerster Seele und nimmt alle seine Kräfte für den Sieg des Evangeliums in rastlosen, hingebendsten Dienst. Was aber Chrysostomus mit dem Feuereifer eines heiligen Apostels den Gläubigen predigte, das hat er selbst in seinem persönlichen Leben und in den Tagen härtester Prüfung in der Verbannung als unverbrüchliche Norm festgehalten. Der sprühende Geist, die eiserne Willenskraft, das heißfühlende Herz des streng asketischen Priesters und Bischofs war einzig und allein am Willen Gottes orientiert. Der unerschöpfliche innere Reichtum des Meisters der Rede, der sich in immer neuen Belehrungen, praktischen Weisungen, dringenden Bitten, tränenvollen Klagen ergoß, galt nur dem Heile der Mitmenschen. Irdischer Glanz vermochte ihn nicht zu blenden, ungerechte Behandlung nicht zu brechen. Sein letztes Wort im Sterben, sein Wahlspruch, der in allen Tagen des Lebens von seinen Lippen kam, lautete: „Ehre sei Gott für alles und jedes.“¹

Joseph Stiglmayr S. J.

¹ Δόξα τῷ θεῷ πάντων ἕνεκεν.